

dtv

Völlig überraschend trifft Elio seine erste große Liebe: Der Harvard-Absolvent Oliver ist für sechs Wochen bei Elios Familie an der italienischen Riviera zu Gast, wo er an einem Buch über Heraklit arbeitet. Oliver ist weltgewandt, intelligent und schön – er ist alles, was Elio will, vom ersten Moment an. Die Zuneigung ist gegenseitig, doch Schüchternheit und Unsicherheit veranlassen beide zur Zurückhaltung. Ein fast unerträgliches Spiel von Verführung und Zurückweisung beginnt. In einem kurzen Sommer zwischen Begehren und Verzweiflung, Obsession und Angst suchen zwei Menschen nach dem Augenblick der absoluten Erfüllung.

*André Aciman*, geboren 1951 in Alexandria, studierte Komparatistik in Harvard. Er ist Romancier, Essayist und Dozent für Vergleichende Literaturwissenschaft, zudem schreibt er für verschiedene New Yorker Zeitungen. Aciman gehört zu den führenden Proust-Experten. Auf Deutsch sind seine autobiografischen Bücher ›Damals in Alexandria‹ und ›Hauptstädte der Erinnerung‹ erschienen sowie die Romane ›Ruf mich bei deinem Namen‹, ›Acht weiße Nächte‹ und ›Mein Sommer mit Kalaschnikow‹. Aciman lebt mit seiner Familie in New York.

André Aciman

Call Me  
by Your  
Name

Ruf mich bei deinem  
Namen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Renate Orth-Guttman

dtv

Von André Aciman ist bei dtv außerdem erschienen:  
Acht helle Nächte (14266)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



6. Auflage 2018

2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel

›Call Me by Your Name‹ bei Farrar, Straus and Giroux, New York.

© 2007 by André Aciman

All rights reserved including the rights of reproduction  
in whole or in part in any form.

© der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2018

Copyright der Übersetzung: © 2017 Kein & Aber AG Zürich-Berlin

Umschlagmotiv: Motion Pictures Artwork © 2017 CTMG. All Rights Reserved.

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage von Kein & Aber, Zürich)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-08656-1

*Für Albio,  
alma de mi vida*



## ERSTER TEIL

Wenn nicht später, wann dann?



Später!« Das Wort, die Stimme, die Attitüde.

Ich hatte noch nie erlebt, dass sich jemand mit einem »Später!« verabschiedete – kurz, schroff, wegwerfend, als könnte er nur mit Mühe verbergen, wie wenig ihm daran lag, den anderen je wieder zu sehen oder zu sprechen.

Es ist das erste, was mir einfällt, wenn ich an ihn denke, und ich habe es bis heute im Ohr: »Später!«

Ich schließe die Augen, spreche das Wort und bin nach so vielen Jahren wieder in Italien, gehe die baumbestandene Auffahrt hinunter, sehe ihn aus dem Taxi steigen, bauschiges, flatterndes Hemd, weit geöffneter Kragen, Sonnenbrille, Strohhut, viel, viel Haut. Mit einem Mal schüttelt er mir die Hand, übergibt mir seinen Rucksack, holt das übrige Gepäck aus dem Kofferraum, fragt, ob mein Vater zu Hause ist.

Vielleicht begann es schon in diesem Augenblick: Das Hemd, die aufgekrempelten Ärmel, die gerundeten Fersen, die sich immer wieder aus den abgetragenen Espadrilles heben, neugierig auf den warmen Kiesweg zu unserem Haus, und mit jedem Schritt schon fragen: *Wo geht's hier zum Strand?*

Der diesjährige Sommergast. Wieder einer dieser Langweiler.

Dann winkt er, fast ohne nachzudenken und mit dem Rücken schon zum Taxi, mit der freien Hand und wirft einem Fahrgast, mit dem er sich vermutlich den Fahrpreis vom Bahnhof geteilt hat, ein nachlässiges »Später!« zu. Ohne einen Namen anzufügen, ohne die rüde Verabschiedung mit einem Scherzwort zu mildern. Entlassen mit einem einzigen Wort, frech, forsch, ungeschminkt – fass es auf, wie du willst, ist mir egal.

Genau so, dachte ich, wird er sich von uns verabschieden, wenn die Zeit gekommen ist. Mit einem harsch hingeworfenen »Später!«

Bis dahin würden wir es sechs lange Wochen mit ihm aushalten müssen.

Ich war gründlich eingeschüchtert. Einer von der unnahbaren Sorte.

Aber einer, an dem ich durchaus Gefallen finden konnte – von dem gerundeten Kinn bis zur gerundeten Ferse. Nach nur wenigen Tage sollte ich ihn hassen lernen.

Und das war der Mann, der mir aus dem Foto seines Bewerbungsschreibens förmlich entgegengesprungen war und augenblickliche Übereinstimmungen verheißen hatte!

Meine Eltern nahmen junge Akademiker als Sommergäste auf und gaben ihnen damit die Möglichkeit, in Muße ihre Manuskripte für eine Veröffentlichung vorzubereiten. Ich musste deshalb im Sommer regelmäßig für sechs Wochen mein Schlafzimmer räumen und in einen wesentlich kleineren Raum umziehen, in dem früher mein Großvater gewohnt hatte. Wenn wir im Winter in der Stadt waren, wurde es vorübergehend zum Werkzeugschuppen und Lagerraum umfunktioniert, zu einer Rumpelkammer, in der, wie man

munkelte, mein Großvater und Namenspatron noch im ewigen Schlaf mit den Zähnen knirschte. Aufenthaltskosten entstanden den Sommergästen nicht, sie konnten sich frei im ganzen Haus bewegen und im Grunde tun und lassen, was sie wollten – unter der Bedingung, dass sie täglich eine Stunde meinem Vater bei seiner Korrespondenz und anderem Papierkram halfen. Früher oder später gehörten sie zur Familie, und nach fünfzehn Jahren Erfahrung auf diesem Gebiet hatten wir uns an die Flut von Postkarten und Geschenksendungen gewöhnt, die uns nicht nur zur Weihnachtszeit, sondern das ganze Jahr über von Menschen zugeschickt wurden, die unserer Familie innig zugetan waren und keinen Umweg scheuten, um für ein, zwei Tage, wenn sie in Europa waren, mit Frau und Kindern in B. Station zu machen und eine nostalgische Besichtigung ihrer alten Bude vorzunehmen.

Beim Essen saßen häufig zwei oder drei weitere Gäste mit am Tisch, Nachbarn oder Verwandte oder auch Kollegen, Anwälte, Ärzte, die Reichen und Berühmten, die auf dem Weg zu ihren Sommerhäusern meinem Vater einen kurzen Besuch abstatteten. Hin und wieder öffneten wir unser Esszimmer sogar einem Touristenpärchen, das von der alten Villa gehört hatte, nur mal einen Blick hineinwerfen wollte und überwältigt war, wenn es eingeladen wurde, mit uns zu speisen und ausgiebig von sich zu erzählen, während Mafalda trotz denkbar kurzer Vorwarnung das Essen in gewohnter Güte auftrug. Mein Vater, der selbst zurückhaltend, ja schüchtern war, kannte nichts Schöneres, als einen jungen, aufstrebenden Experten auf dem einen oder anderen Gebiet in mehreren Sprachen das große Wort führen zu lassen, während sich in der heißen Sommersonne nach ein paar Glas *rosatello* die unvermeidliche Nachmittags-trägheit über die Zuhörer senkte. Wir nannten dieses lästige

Ritual die Mittagsplage – und es dauerte nicht lange, bis die meisten unserer Sommergäste den Ausdruck übernommen hatten.

Vielleicht begann es bald nach seiner Ankunft, bei einer jener strapaziösen Mahlzeiten, als er neben mir saß und ich sah, dass seine Handflächen – trotz der leichten Bräune von einem kurzen Aufenthalt in Sizilien im Frühsommer – die gleiche Farbe hatten wie die helle weiche Haut seiner Sohlen, der Hals, die Unterarme an den Stellen, an die nicht viel Sonne kam. Fast ein helles Pink, glatt und glänzend wie ein Eidechsenbauch. Intim, züchtig, unberührt, wie verlegene Röte auf dem Gesicht eines Athleten oder ein Sonnenuntergang nach einem Gewitter. Es verriet mir Dinge über ihn, nach denen ich nie zu fragen gewagt hätte.

Vielleicht begann es in jenen endlosen Stunden nach dem Lunch, wenn alle nur in Badesachen im Haus und draußen faul herumlagen und die Zeit totschlugen, bis jemand den Vorschlag machte, zum Schwimmen an die Klippen herunterzugehen. Verwandte, Vettern, Nachbarn, Freunde, Freunde von Freunden, Kollegen, praktisch alle, denen es einfiel, bei uns anzuklopfen und zu fragen, ob sie unseren Tennisplatz benutzen könnten – alle waren herzlich bei uns willkommen, um zu faulenzen, zu schwimmen, zu essen, und wenn sie lange genug blieben, das Gästehaus zu nutzen.

Oder vielleicht begann es am Strand. Oder auf dem Tennisplatz. Oder auf jenem ersten Spaziergang an seinem ersten Tag, als man mich gebeten hatte, ihm das Haus und die Umgebung zu zeigen und ich ihn durch das alte schmiedeeiserne Tor über das große unbebaute Gelände im Hinterland bis zur stillgelegten Bahnstrecke führte, die einmal B. und N. ver-

bunden hatte. »Gibt es irgendwo auch einen stillgelegten Bahnhof?«, fragte er, in der sengenden Sonne durch die Bäume spähend und offenbar bemüht, dem Sohn des Hausherrn die passende Frage zu stellen. »Nein, einen Bahnhof hat es nie gegeben. Die Bahn hielt auf Zuruf.« Der Zug interessierte ihn. Die Spur sei erstaunlich schmal, fand er. Es sei ein Zug mit zwei Waggons gewesen, erklärte ich, die das königliche Wappen trugen. Jetzt wohnten seit langem Zigeuner darin. Als meine Mutter hier als junges Mädchen den Sommer verbracht hatte, waren sie schon da. Die Zigeuner hatten die beiden Waggons von den Gleisen weg weiter ins Land hinein gezogen. Wenn er sie sehen wollte ...? »Später. Vielleicht.« Höfliches Desinteresse, als hätte er meinen unangebrachten Eifer, sich bei ihm einzuschmeicheln, durchschaut und mich kurzerhand abblitzen lassen.

Aber es traf mich.

Stattdessen sagte er, dass er in einer Bank in B. ein Konto eröffnen und dann die Übersetzerin aufsuchen wolle, die sein italienischer Verlag engagiert hatte.

Ich beschloss, ihn mit dem Fahrrad hinzubringen.

Das Gespräch gedieh im Fahren nicht besser als im Gehen. Zwischendurch machten wir Halt, um etwas zu trinken. Die *bar-tabaccheria* war stockfinster und leer. Der Besitzer war dabei, mit einer starken Ammoniaklösung den Boden zu wischen. Wir flüchteten schleunigst wieder an die frische Luft.

Eine einsame Amsel auf einer Pinie sang ein paar Töne, die sofort vom Lärmen der Zikaden übertönt wurden. Ich nahm einen tiefen Schluck aus einer großen Flasche Mineralwasser, reichte sie ihm und trank dann abermals. Ein wenig Wasser schüttete ich mir in die Hand, benetzte mir das Gesicht und fuhr mir mit den nassen Fingern durchs Haar.

Das Wasser war nicht kalt genug, nicht prickelnd genug und hinterließ eine Ahnung von Durst.

Was man hier so mache, wollte er wissen.

Nichts. Man wartet darauf, dass der Sommer zu Ende geht.

Und im Winter?

Ich musste über die Antwort lächeln, die mir auf der Zunge lag. Er erriet, worauf ich hinauswollte. »Sag nichts. Man wartet darauf, dass es wieder Sommer wird.«

Wie schön, dass jemand meine Gedanken lesen konnte. Er würde das mit der Mittagsplage schneller durchschauen als seine Vorgänger.

»Im Winter wird es hier sehr grau und dunkel. Wir kommen nur über Weihnachten her, die übrige Zeit ist es eine Geisterstadt.«

»Und was macht ihr zu Weihnachten außer Kastanienrösten und Eierpunschtrinken?«, frotzelte er.

Wieder lächelte ich. Er begriff, sagte aber nichts. Wir lachten.

Womit ich mich beschäftige, wollte er wissen. Mit Tennisspielen. Schwimmen. Ausgehen. Joggen. Musik transkribieren. Lesen.

Ich jogge auch, sagte er. Morgens in aller Frühe. Wo man hier laufen könne. Hauptsächlich über die Promenade. Ich sei gern bereit, es ihm zu zeigen.

Es war ein Schlag ins Gesicht, gerade jetzt, wo ich anfang, ihn wieder zu mögen. »Später vielleicht.«

Ich hatte das Lesen zuletzt genannt, weil ich mir sagte, dass es, so launenhaft und eigenwillig, wie er sich gab, für ihn bestimmt am Schluss der Liste stehen würde. Nach ein paar Stunden fiel mir ein, dass er gerade ein Buch über Heraklit geschrieben hatte und Lesen vermutlich einen nicht unwe-

sentlichen Teil seines Lebens ausmachte. Ich würde einen geschickten Rückzieher machen müssen, um ihm zu signalisieren, dass meine Interessen sich mit seinen deckten. Doch was mich gründlich aus dem Takt brachte, waren nicht die kunstreichen Klimmzüge, die nötig gewesen wären, um mich in ein besseres Licht zu rücken, sondern die unbehagliche Erkenntnis, dass ich die ganze Zeit vergeblich versucht hatte, ihn für mich einzunehmen.

Als ich ihm dann anbot – weil alle Gäste bisher begeistert darauf eingegangen waren –, in San Giacomo mit ihm auf den Campanile zu steigen, der bei uns nur *Zum-Sterben-schön* hieß, erwies es sich als Fehler, dass ich mich nicht mit einer passenden Antwort gewappnet hatte. Mit diesem Blick auf die Stadt, auf das Meer, auf die Ewigkeit werde ich ihn rumkriegen, dachte ich, aber was ich mir einhandelte, war nur ein weiteres »Später!«

Vielleicht begann es aber auch irgendwann danach und von mir unbemerkt. Du siehst einen Menschen und siehst ihn doch nicht wirklich, weil er in den Kulissen steht. Oder du nimmst ihn zur Kenntnis, aber nichts funkt, nichts knistert, und ehe du gewahr wirst, dass da jemand ist oder etwas dir die Ruhe raubt, sind die sechs Wochen vorbei, die dir geboten wurden, und er ist entweder schon fort oder im Aufbruch – und du mühst dich, mit etwas zu Rande zu kommen, was sich unter deinen Augen seit Wochen zusammenbraut und alle Symptome dessen aufweist, was du dir wohl oder übel als ein *Ich will dich!* eingestehen musst. Warum habe ich das nicht erkannt, fragst du dich. Ich weiß sehr wohl, was Begehren ist, aber diesmal war es mir entgangen. Ich hatte mich auf das vieldeutige Lächeln kapriziert, das unvermittelt sein Gesicht erhellte, wenn er meine Gedanken las, dabei sehnte ich mich die ganze Zeit nach Haut, nur nach Haut.

An seinem dritten Abend bemerkte ich beim Essen, wie er mich fixierte, während ich Erläuterungen zu den *Sieben letzten Worten unseres Erlösers am Kreuz* von Haydn gab, dem Werk, das ich gerade transkribierte. Ich war siebzehn und hatte mir angewöhnt, als der Jüngste am Tisch und somit derjenige, dem man am wenigsten zuhörte, in ein Mindestmaß an Sätzen möglichst viele Informationen zu packen, die ich in einem nervösen, gehetzten Wortschwall von mir gab. Als ich meine Erklärung beendet hatte, spürte ich, dass der aufmerksamste Blick mich von links traf, was ich schmeichelhaft fand. Das Thema interessierte ihn offensichtlich – er mochte mich. Es war also gar nicht so schwierig gewesen. Aber als ich mich nach einer angemessenen Pause schließlich zu ihm umwandte, begegnete ich einem eiskalten Funkeln, das fast etwas Grausames hatte.

Es machte mich völlig fertig. Womit hatte ich das verdient? Ich wollte, dass er wieder nett zu mir war, mit mir lachte wie noch vor wenigen Tagen an der stillgelegten Bahnstrecke – oder als ich ihm am gleichen Nachmittag erzählt hatte, B. sei die einzige italienische Stadt, in der die *corriera*, die regionale Buslinie, die Christus befördert hatte, ohne Aufenthalt durchfuhr. Er hatte gelacht und die verdeckte Anspielung auf den Roman von Carlo Levi sofort erkannt. Mir gefiel, dass unsere Gedanken parallel zu laufen schienen, dass einer sofort erfasste, mit welchem Wort der andere spielte, sich aber im letzten Augenblick zurückhielt.

Er würde ein schwieriger Hausgenosse werden. Am besten hältst du Abstand, sagte ich mir. Beinahe wäre ich schon der Haut seiner Hände verfallen, seiner Brust, den Füßen, die noch nie eine raue Oberfläche berührt hatten – und seinem Blick, der einem, wenn er freundlicher auf einem ruhte,

wie das Wunder der Auferstehung vorkam. Nicht sattsehen konnte man sich an diesem Blick und musste doch immer wieder hinschauen, um herauszubekommen, warum man es nicht schaffte, von ihm zu lassen.

Ich muss seinen Blick ähnlich böse erwidert haben.

Zwei Tage lang kamen unsere Gespräche fast völlig zum Erliegen.

Auf dem langen Balkon vor unseren Zimmern mieden wir uns geflissentlich, beschränkten uns auf ein Hallo, guten Morgen, schönes Wetter – seichtes Geplapper.

Dann kamen ohne eine Erklärung die Dinge wieder in Gang.

Ob ich heute früh mit ihm joggen wolle? Nein, eigentlich nicht. Na schön, dann vielleicht schwimmen?

Der Schmerz, den ich heute empfinde, das Anschleichen, der Kitzel bei der Begegnung mit einem neuen Menschen, die Verheißung einer zum Greifen nahen Glückseligkeit, das ungeschickte Bemühen um Personen, die ich womöglich falsch verstanden habe, nicht verlieren will und auf Schritt und Tritt neu deuten muss, die verzweifelten Listen, die ich anwende, wenn ich jemanden begehre und von ihm leidenschaftlich begehrt werden will, die Trennwände, die ich aufstelle, als seien die Schiebetüren zwischen mir und der Welt nicht mit einem einzigen Blatt Reispapier, sondern mit ganzen Schichten bespannt, der Drang, zu verschlüsseln und zu entschlüsseln, was eigentlich von Anfang an unkodiert war – all das begann in dem Sommer, als Oliver zu uns ins Haus kam. Es ist jedem Song aufgeprägt, der in jenem Sommer ein Hit war, jedem Roman, den ich während seines Besuchs und danach las, allem, allem – vom Duft des Rosmarins an heißen Tagen bis zu dem hektischen Lärmen der Zikaden am Nachmittag, Gerüchen und Geräuschen, mit denen ich aufge-

wachsen war, die ich von klein auf kannte, die sich jetzt aber gegen mich wandten.

Oder vielleicht begann es nach der ersten Woche, als ich beglückt erkannte, dass er noch wusste, wer ich war, dass er mich nicht ignorierte und ich mir deshalb den Luxus erlauben durfte, auf dem Weg in den Garten an ihm vorbeizugehen, ohne so tun zu müssen, als bemerkte ich ihn nicht. Wir joggtan an jenem ersten Morgen bis B. und zurück. Am nächsten Morgen gingen wir schwimmen. Am Tag darauf joggtan wir wieder. Ich lief gern an dem Milchwagen vorbei, der um diese Zeit seine Runde noch lange nicht beendet hatte, an Lebensmittelgeschäft oder Bäckerei, die gerade erst aufmachten, ich lief gern am Strand entlang und über die Promenade, wenn dort alles noch menschenleer war und unser Haus wie eine ferne Fata Morgana wirkte. Ich liebte den Gleichtakt unserer Sohlen, die gleichzeitig den Boden berührten und Abdrücke im Sand hinterließen, zu denen ich am liebsten zurückgekehrt wäre, um heimlich meinen Fuß in seine Spur zu setzen.

Diesen Wechsel von Laufen und Schwimmen hatte er sich in seiner Studienzeit angewöhnt. Ob er auch am Sabbat joggen gehe, fragte ich im Scherz. Er trainiere immer, sagte er, auch wenn er krank sei, notfalls im Bett. Selbst wenn er nachts mit jemandem geschlafen habe, sei am nächsten Morgen Joggen angesagt. Mit einer Ausnahme: Nach seiner Operation. Als ich ihn fragte, weshalb er sich operieren lassen musste, traf mich die Antwort, die ich nie mehr hatte provozieren wollen, wie der Hieb eines boshaft grinsenden Schachtelteufels. »Später.«

Vielleicht war er außer Atem und mochte nicht viele Worte machen oder wollte sich einfach aufs Schwimmen

oder Laufen konzentrieren. Vielleicht war es nur seine Art, auch mich dazu anzuhalten, also etwas völlig Harmloses.

Trotzdem – die jähe Distanz, die sich manchmal völlig unerwartet zwischen uns auftat, hatte etwas Erschreckendes, ja Entmutigendes. Es war fast so, als ließe er absichtlich die Leine locker und immer lockerer, nur um sie dann mit einem Ruck zu straffen und damit jeden Schein von Gemeinsamkeit zunichtezumachen.

Immer wieder war da dieser harte Blick wie an jenem Nachmittag, als ich an »meinem« Tisch im Garten Gitarre übte und er daneben im Gras lag. Ich hatte mich auf das Griffbrett konzentriert, und als ich unvermittelt den Kopf hob, weil ich wissen wollte, ob ihm gefiel, was ich spielte, war er da: Schneidend, grausam, wie ein funkelndes Messer, das in dem Moment zurückgezogen wird, da sein Opfer es erblickt. Er lächelte mir vage zu, als wollte er sagen: *Sinnlos, es jetzt noch zu verstecken.*

Bleib ihm vom Leibe.

Er muss mein Erschrecken bemerkt haben, und um mich zu versöhnen, stellte er mir Fragen nach der Gitarre. Ich war zu verklemmt, um unbefangen zu antworten, und als er mein Gestotter hörte, vermutete er wohl, dass mehr dahintersteckte, als ich sagen wollte. »Schenk dir die Erklärung. Spiel's einfach noch mal.« »Ich dachte, du kannst es nicht leiden.« »Wie kommst du denn darauf?« Wir stritten hin und her. »Komm, jetzt spiel endlich.« »Dasselbe?« »Dasselbe.«

Ich stand auf, ging ins Wohnzimmer und ließ die Terrassentüren offen, damit er hören konnte, wie ich das Stück auf dem Klavier spielte. Er ging mir ein Stück weit nach und blieb dann, an den hölzernen Türrahmen gelehnt, lauschend stehen.

»Du hast es verändert. Es ist nicht dasselbe. Was hast du gemacht?«

»Ich habe es nur so gespielt, wie Liszt es gespielt hätte, wenn er sich einen Jux damit hätte machen wollen.«

»Also jetzt spiel es *bitte* noch mal, sei so gut.«

Seine geheuchelte Ungeduld machte mir Spaß. Ich fing noch einmal an.

Nach einer Weile: »Nicht zu fassen – das klingt ja wieder anders!«

»Nicht sehr. So hätte Busoni es gespielt, wenn er Liszts Version verändert hätte.«

»Kannst du nicht einfach den Bach so spielen, wie Bach ihn geschrieben hat?«

»Aber Bach hat nie für die Gitarre geschrieben und dieses Stück vielleicht nicht mal fürs Cembalo. Streng genommen wissen wir noch nicht mal genau, ob es von Bach ist.«

»Schon gut, vergiss es.«

»Okay okay, reg dich nicht auf«, sagte ich, meinerseits widerstrebende Zustimmung mimend. »Hier kommt der Bach, transkribiert von mir, ohne Busoni und Liszt. Ein sehr früher Bach, seinem Bruder gewidmet.«

Ich wusste genau, welche Passage ihn so angerührt hatte, und schickte sie ihm nun jedes Mal als kleines Geschenk, eine lange Kadenz nur für ihn.

Wir hatten uns – und er muss die Zeichen lange vor mir erkannt haben – auf einen ausgewachsenen Flirt eingelassen.

Abends schrieb ich in mein Tagebuch: *Ich dachte, du kannst es nicht leiden, habe ich gesagt und gemeint: Ich dachte, du kannst mich nicht leiden. Ich hoffte, du würdest mich vom Gegenteil überzeugen, und vorübergehend hast du das ja auch geschafft. Warum werde ich dir das morgen früh nicht mehr glauben?*